Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 143. **Bromberg, den 2. September** **1925.**

Der Urlaub des Herrn van Zoomen

Roman von Otto Berndt.

(11. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Siebentes Kapitel.

Zum ersten Male, seitdem Maria Leczinska Generalsekretärin der Hanseatischen Eisen-Export-Co. war, erwachte sie nicht fröhlich und lachend, sondern von ärgerlichen Gedanken bewegt, und dieser Ärger wuchs von Minute zu Minute.

Es war ein sehr behagliches Zimmer, das sie in einer gut bürgerlichen Familienpension, die eine verwitwete Majorin unterhielt, bewohnte. In all den Monaten, die sie hier verbracht hatte, war sie in reservierter Zurückhaltung zwischen den anderen Pensionären umhergegangen, hatte fast schweigend an den Mahlzeiten teilgenommen, und jeder hatte ihr die stillschweigende Achtung gezollt, die man einer schönen jungen Dame aus guter Familie entgegenbringt, die sich tadellos aufführt und außerdem eine geachtete und für eine Frau außergewöhnlich selbständige Stellung im Geschäftsleben bekleidet.

Nur wenn sie in ihrem Zimmer allein war, ertönte oft ihr helles, bisweilen überhelles Lachen und Singen, aber auch diese in der Einsamkeit ausbrechenden Zeichen, daß überschäumende Jugend in ihr lebte, nahm niemand übel, zumal Maria Leczinska durchaus gar keinen Verkehr hatte und vollkommen ihrer Stellung zu leben schien.

Gestern, zum ersten Male, war sie der Mittelpunkt allgemeiner Aufmerksamkeit geworden, denn während der gemeinsamen Abendmahlzeit hatte das Dienstmädchen einen riesengroßen Strauß auserlesen schöner dunkelroter Rosen hereingebracht.

„Diese Blumen wurden soeben für Fräulein Leczinska abgegeben.“

Maria konnte nicht verhindern, daß sie verlegen errötete und daß zugleich Ärger ihre Brauen zusammenzog. Sie wußte natürlich sofort, von wem der Strauß war, aber sie empfand durchaus keine Freude. Sie streifte die herrlichen Rosen nur mit einem flüchtigen Blick und sagte fast hart: „Stellen Sie den Strauß in mein Zimmer.“

Sie fühlte, daß aller Augen auf ihr ruhten, sie wußte, was alle die Menschen dachten, und dann huschte doch wieder ein Lachen über ihr Gesicht. Sie richtete sich auf und sah im Kreise umher, während Spott auf ihren Lippen lag.

Die Tischgäste wunderten sich noch mehr, denn in diesem Augenblick war fast ein frivoler Ausdruck in ihrem Gesicht, kurz darauf erhob sie sich und ging in ihr Zimmer. Die Majorin stand in der Tür und sagte laut: „Man kann wohl zur Verlobung gratulieren, Fräulein Leczinska?“

Sie zuckte die Achseln und hatte wieder dieses seltsame Lächeln: „Wie Sie denken, Frau Majorin.“

Damit verschwand sie in ihrem Zimmer. Als sie aber allein war, lachte sie wieder hell auf, als amüsiere sie sich über die Neugier dieser ihr so gleichgültigen Menschen.

Trotzdem wachte sie am Morgen ärgerlich auf, als das Dienstmädchen pochte und abermals einen Strauß, diesmal von erlesenen Orchideen, nebst einem Kästchen hereinbrachte.

Als sie wieder allein war, öffnete Maria den Kasten und sah in ihm ein kostbares Schmuckstück und einen kurzen Brief.

„Meiner über alles geliebten Braut in überströmendem Glück. Einar Hinrichsen.“

Sie sprang aus dem Bett und ging mit schnellen, ärgerlichen Schritten auf und nieder. Sie war zornig auf den Senator. Weiß Gott, daran hatte sie nicht gedacht, als sie gestern so rasch ihr Jawort gab, daß sie nun diesem Manne auch Rechte eingeräumt hatte. Sie überlegte, dann aber war wieder ein zufriedener Ausdruck in ihrem Gesicht, sie lächelte und setzte sich an ihren Schreibtisch. Es waren nur wenige Worte, die sie niederschrieb:

„Darf ich um 3 Uhr um eine Unterredung bitten?
Maria Leczinska.“

Sie klingelte dem Mädchen. „Besorgen Sie diesen Brief bitte augenblicklich an Herrn Senator Hinrichsen, die Adresse steht auf dem Brief.“

Dann kleidete sie sich an und trat mit demselben gleichgültigen Gesicht wie immer an den Frühstückstisch. Dieser war sauberer als sonst, mit einer gewissen Festlichkeit, gedeckt und ihr Platz mit Blumen geschmückt, auch waren alle Pensionäre bereits versammelt. Die gestern etwas zweifelhafte Stimmung war umgeschlagen, denn in der Morgenzeitung hatte Senator Hinrichsen seine Verlobung mit Fräulein Leczinska öffentlich bekanntgegeben.

Die Majorin, die ihre ganze Pension durch die Verlobung des hochangesehenen Senators mit einer ihrer Pensionärinnen geehrt fühlte, hatte ein zuckersüßes Gesicht.

„Mein liebes, liebes Fräulein, unseren herzlichsten Glückwunsch. Sie machen ja eine glänzende Partie. Der Herr Senator! Wenn er auch ein wenig älter ist — nein, wirklich meinen herzlichsten Glückwunsch.“

Auch die anderen drängten sich heran und schüttelten ihr die Hand: „Unseren herzlichsten Glückwunsch.“

Sie sah sich lächelnd um. „Aber meine Herrschaften, ich finde das gar nicht so besonders. Im übrigen herzlichen Dank.“

Damit setzte sie sich an ihren Platz, frühstückte schnell und so eifrig, daß sie jedes Gespräch unmöglich machte, nahm ihre Aktentasche, grüßte noch einmal flüchtig und ging hinaus, während drinnen die Stimmung wieder umschlug.

„Eine hochmütige Person!“

„Nein, eine ganz raffinierte Person!“

„Fängt sich diese arme Sekretärin mit ihrer hübschen Larve einen der vornehmsten Kaufherren ein und tut, als wäre das selbstverständlich.“

„Ein törichter Gimpel ist der Senator.“

„Natürlich, wenn der Johannestrieb kommt!“

Die Majorin schüttelte den Kopf, ihr hatte die stolze Art Marias imponiert.

„Jedenfalls hat sie sehr klug für ihre Zukunft gesorgt, und der Senator bekommt eine bildhübsche, junge Frau, die sehr gut zu repräsentieren versteht, übrigens ist sie ja auch aus guter Familie.“ — —

Kurz vor 9 Uhr saß Maria wie immer an ihrem Schreibtisch. Die Diener und Angestellten, die alle natürlich die Nachricht in der Zeitung gelesen, und auch der alte Prokurist Schottmeier hatten ihr je nach ihrer Stellung devoter oder herzlicher Glück gewünscht und wunderten sich, wie sie diese Glückwünsche mit einem kurzen „danke“ quittierte, denn Senator Hinrichsen, in dem man den kommenden Ersten Bürgermeister von Hamburg sah, war allen eine gewaltige Persönlichkeit.

Jetzt trat auch Gerhard Zöllner herein. Er hatte ein finsteres Gesicht und war der einzige, der die frohe Stimmung nicht teilte. Er hatte in diesem Augenblick einen Ekel vor der schönen Maria, die sich an den alten Senator ver-

kaufte. Er wußte, daß sie ihn niemals lieben konnte, und seine eigene, eifersüchtige Liebe, die unter dem jetzigen Gefühl der Verachtung schlummerte, sagte ihm, daß Maria Leczinska zu Leidenschaft und Liebe geboren sei. Er trat an sie heran und sagte in herausforderndem Ton: „Ich gratuliere."

Sie blickte ihn mit einem jetzt zum ersten Male wieder vergnügt lächelnden Gesicht an und sagte fröhlich, als habe Zöllner einen trefflichen Witz gemacht: „Ich danke."

Zöllner zuckte die Achseln und ging schweigend in sein Arbeitszimmer hinüber.

Um 3 Uhr trat der Senator ein. Der alte Herr hatte sich nicht zu seinem Vorteil verändert. Er trug einen funkelnagelneuen, viel zu jugendlichen Anzug, Bart und Haar waren zurechtgestutzt und sichtlich weniger grau.

Aber sein Alter kam in dieser jugendlichen Aufmachung, mit dem gewollt tänzelnden Schritt, nur um so stärker zum Ausdruck.

„Meine liebe Maria, du hast mir erlaubt —"

Sie sah ihn ernst an.

„Herr Senator, ich habe Ihnen zunächst für die schönen Blumen zu danken, dann aber gestatten Sie mir ein vernünftiges Wort. Ich habe Ihnen gestern mein Jawort gegeben."

Der Senator erschrak. „Du bereust doch nicht?"

Sie lächelte seltsam. „Ich habe mich gestern überzeugt, daß es für die arme Maria Leczinska ein großes Glück ist, Ihre Gattin zu werden, und an dieser Überzeugung hat sich selbstverständlich nichts geändert."

Der Senator atmete auf, und sie fuhr fort: „Aber wir müssen vernünftig sein, es ist ausgeschlossen, daß ich jetzt schon meine Stellung hier aufgebe."

Der Senator nickte. „Leider."

„Ich muß mindestens noch drei Wochen dem Generaldirektor zur Seite stehen, um ihn einzuführen, und habe soeben für diesen Zeitpunkt meine Kündigung eingereicht."

„Vortrefflich."

„Es ist aber unmöglich, daß die Braut des Senators Hinrichsen eine Bureau-Angestellte ist. Es war eine sehr große Torheit von mir, daß ich Ihnen schon gestern erlaubte, die Verlobung zu veröffentlichen. Es wäre besser gewesen, sie während dieser Wochen noch geheimzuhalten, aber das ist nun zu spät. Vielleicht wäre es am besten, wenn Sie während dieser Zeit verreisten. Jedenfalls bitte ich Sie, solange ich Angestellte dieses Hauses bin, weitere Annäherungen und auch Blumensendungen zu unterlassen, und ebenfalls das „Du", das sich für eine Sekretärin nicht schickt."

Der Senator war neben einer geringen Enttäuschung stolz darauf, wie klug und richtig Maria Leczinska ihre künftige Stellung einschätzte. „Ich muß gestehen, liebe Maria, daß du nicht unrecht hast, so schwer mir das Warten wird. Ich hoffe, daß die Geldangelegenheit mit Bamberger sich heute günstig erledigt, dann werde ich deinem Rat folgen, den Reeder Jankus mit meiner Vertretung beauftragen und für diese drei Wochen nach Helgoland gehen. Nur heute abend muß ich dich bitten; ich habe einige vertraute Freunde geladen, Mitglieder der ersten Familien Hamburgs; du mußt mir gestatten, daß ich ihnen meine schöne Braut vorstelle."

„Es wäre besser gewesen, Sie hätten auch damit gewartet, aber wenn die Einladungen verschickt sind —"

„Ich danke dir. Hat dir der kleine Schmuck ein wenig Freude gemacht?"

Sie nahm das sorgsam verpackte Kästchen aus ihrem Schreibtisch. „Ich bitte, ihn heute noch einmal zurückgeben zu dürfen. Nach drei Wochen, wenn wir vor aller Welt wirklich Verlobte sind, werde ich mich von Herzen darüber freuen."

Zögernd nahm der Senator den Schmuck, aber wiederum fühlte er, daß sie recht hatte, und der Stolz ihres Charakters erfreute ihn. Er trat schnell dicht an sie heran, legte den Arm um ihre Schulter und wollte wenigstens einen Kuß erhalten, da schrillte das Telephon.

„Fräulein Leczinska wird von der Kriminalpolizei in Berlin zu sprechen gewünscht."

Sie nahm den Hörer. „Bitte, hier Maria Leczinska."

„Hier Kriminalkommissar Doktor Schlüter."

„Freut mich außerordentlich, mit dem Detektiv einmal persönlich zu sprechen."

„Van Zoomen ist verhaftet, aber er leugnet alles. Leider waren Sie, seine Sekretärin, bei meiner Anwesenheit in Hamburg verreist. Ich halte es aber für dringend notwendig, noch aus Ihrem Munde verschiedene Auskünfte zu erhalten. Ich beabsichtige, mit dem Flugzeug sofort nach Hamburg zu kommen, während van Zoomen jetzt nach Berlin transportiert wird. Da heute Sonnabend ist, frage ich an, ob Sie nachmittags für mich noch zu sprechen sind."

„Aber bitte, Herr Kommissar, ich halte es für eine große Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich stehe gern zu Ihrer Verfügung, um welche Stunde darf ich Sie erwarten?"

„Ich denke um 6 Uhr in Ihrem Bureau sein zu können."

„Also auf Wiedersehen um 6 Uhr."

Sie legte den Hörer aus der Hand.

Der Senator war verstimmt und nervös. „Aber Kind, Liebling, um 7 Uhr soll doch unser Verlobungsdiner sein!"

Maria war direkt übermütig geworden. Seltsamerweise schien die Aussicht, den berühmten Kommissar persönlich kennen zu lernen, sie ausgelassen und lustig zu stimmen.

Sie trat auf den Senator zu und legte ihm beide Hände auf die Schulter: „Aber das schadet doch nichts. Ich lasse meine Kleider hierher bringen, hier sind ja Räume genug zum Umkleiden. Du ungeduldiger Bräutigam du, kommst gleich im Frack zu der Unterredung, und wir fahren von hier in die Gesellschaft."

Der Senator war überglücklich, zum ersten Male hatte sie ihm eine, wenn auch nur geringe Zärtlichkeit erwiesen und ihn „du" genannt. Er versuchte es wieder, sie zu küssen, aber sie entzog sich ihm und lachte schelmisch: „Vielleicht heute abend nach dem Verlobungsdiner, wenn ich ein Glas Sekt getrunken habe."

Der Senator fühlte sich als jubelnder Sieger.

„Du erlaubst doch, daß ich dir ein Kleid kaufe."

Sie schüttelte den Kopf: „Bitte nein, ich habe, was ich brauche, laß es gut sein, du wirst mit mir zufrieden sein. Jetzt aber geh, es ist weiß Gott bald 4 Uhr, und ich habe noch nichts getan."

Der Senator küßte ihr noch einmal die Hand und ging dann hinaus. Er wußte sein Glück nicht zu bergen.

Maria Leczinska aber blieb allein in ihrem Zimmer zurück. Es lag wieder ein anderer, ganz neuer Ausdruck auf ihrem Gesicht.

Ihre Augen leuchteten, eine Erwartung, eine fiebernde Erwartung, lag in ihr. Der Nervenreiz von etwas Fremdem, etwas geheimnisvoll Neuem. War es zum ersten Male, daß jetzt in ihr die Empfindung wach wurde, daß sie Braut sei? War es möglich, daß der alte Senator durch seine Zärtlichkeit, ihr selbst noch unbewußt, ihre Sinne erweckt hatte? Seltsam, sehr seltsam. Über ihren Körper lief ein leises, wie wollüstiges Zittern, ihre Augen waren groß und fragend in die Ferne geöffnet, ihre Brust atmete schneller, und ihre Hand strich leise über die Stirn.

Dann atmete sie tief auf, raffte sich selbst zusammen, schloß ihren Schreibtisch und trat hinaus in die kühle Herbstluft, die ihr wohltat, während um sie herum die fröhliche Schar der Arbeiter und Angestellten der Firmen über die Straße strömten, sich des frühen Geschäftsschlusses am Sonnabend erfreuend.

(Fortsetzung folgt.)

Bilderbuch ohne Bilder.

Von Hans Christian Andersen.

(Fortsetzung.)

Siebzehnter Abend.

Höre, was mir der Mond heute erzählte: „Ich habe manchen Fähnrich gesehen, der zum Leutnant befördert wurde und zum ersten Male seine schmucke Uniform anzog. Ich habe das Mädchen aus dem Volke und die Verlobte eines Fürsten, strahlend vor Glück, den Brautstaat tragen gesehen. Nie aber sah ich ein Menschenkind in solcher Seligkeit, wie ein kleines Mädchen von vier Jahren, das ich gestern beobachtete. Die Kleine hatte ein neues blaues Kleid bekommen und ebenso einen neuen, rosenroten Hut. Als sie fix und fertig war, hieß es: „Nun wollen wir sie bei Licht bewundern!" Ich leuchtete ihnen längst nicht hell genug ins Fenster hinein. Sie steckten also eine Lampe an und noch ein paar Kerzen.

Ja, da stand das Mädchen nun, stand steif und unbeweglich wie eine Puppe, hielt die Ärmchen weit vom Körper ab und spreizte alle zehn Finger auseinander. Und ihre Augen lachten vor Glück, und das ganze Gesicht war unaussprechliche Freude. — „Morgen darfst du so spazieren gehen," sagte die Mutter, und die Kleine hob den Blick zu ihrem rosenroten Hut, ließ ihn entzückt über das blaue Kleidchen gleiten und lächelte, als wäre ihr das Schönste widerfahren, das sie je erträumt hatte. „Darf ich wirklich, Mutti?" rief sie. „Aber was werden denn nur die Hunde denken, wenn sie mich plötzlich so fein angezogen auf der Straße sehen?"

*

Achtzehnter Abend.

„Ich erzählte dir neulich,“ sagte der Mond, „von Pompeji, der toten Stadt. Ich kenne eine andere, noch wundersamere Stadt. Sie ist nicht tot, aber sie ist ein Schatten . . . Wo immer ein Springbrunnen in marmorner Schale plätschert, ist es mir, als hörte ich das Märchen von dieser schwimmenden Stadt der Schatten. Der Strahl des Wassers erzählt mir von ihr, die Wellen am Strande singen mir ihre Geschichte zu. Über dem Spiegel des Meeres lagert zuweilen eine Nebelschicht: das ist ihr Witwenschleier. Des Meeres Verlobter ist tot, Schloß und Stadt, die ihm gehörten, sind sein Grabtempel. Kennst du die Stadt? Nie hörte sie Räderrollen in ihren Straßen, nie auch den Hufschlag eines Pferdes. Durch ihre Gassen schwimmen Fische, und schwarze Gondeln gleiten gespenstig über grüne Fluten. Sieh hin zum Forum dieser Stadt, zu ihrem größten Platz, und du glaubst, in ein Märchenland gezaubert zu sein! Zwischen den breiten Fliesen wuchert Gras, und Tausende von zahmen Tauben umflattern im Morgendämmer den hohen, freistehenden Turm. Von drei Seiten umgeben dich Bogengänge. Unter ihm sitzt still ein Türke, am Rohre seiner Wasserpfeife saugend, ein schöner Griechenknabe lehnt an einer Säule und starrt sinnend auf die hohen Masten, Trophäen, errichtet zur Erinnerung an einstige Macht und Größe. Die Flaggen hängen herab wie Trauerflore. Nicht fern ruht sich ein Mädchen von der Arbeit aus. Die schweren, mit Wasser gefüllten Eimer hat sie hingestellt, das Joch, daran sie die Eimer getragen, liegt ihr lose auf einer Schulter, sie selbst lehnt sich an den Siegesmast.

Was du vor dir siehst, ist eine Kirche, nicht ein Feenschloß! Die goldenen Kuppeln und glänzenden Knäufe schimmern in meinem Licht. Die prächtigen ehernen Rosse sind weit in der Welt herumgekommen, wie das eherne Pferd im Märchen. Erst waren sie hier, dann weit fort, dann kamen sie wieder her. Siehst du die herrlichen Wandmalereien, die bunten Glasfenster? Ist es nicht, als wäre ein Genie den Launen eines Kindes gefolgt, als es diese wundersamen Tempel schmückte? Siehst du den geflügelten Löwen auf der Säule? Noch schimmert er, als wäre er von purem Golde, doch seine Flügel sind gebrochen: der Löwe starb, da der König des Meeres starb. Die weiten Hallen sind verwaist, und wo schmale köstliche Gemälde prangten, zeigt jetzt die Mauer ihren nackten Stein. Der Lazzarone schläft unter dem Bogengang, den früher nur ein adliger Fuß betreten durfte. Aus tiefen Brunnen und aus den Bleikammern an der Seufzerbrücke tönen Jammerschreie, Stimmen der Erinnerung an die Tage, da aus bunten Gondeln der Klang des Tamburins erschallte, da aus goldener Barke ein Brautring hinunterglitt zur Adria, der Königin der Meere. Hülle dich in Nebel, stolze Adria! Umgib dich mit dem Witwenschleier und verbirg in seinen Falten die Grabkapelle deines Verlobten: das marmorne Venedig, die Gespensterstadt!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Letzten und die Ersten.

Skizze von Ilse Frank.

Es war an einem Sonntagnachmittag im Nachsommer des Jahres 1350, zu jener Zeit, als im ganzen Lande Schleswig und Holstein die große Pest, der schwarze Tod, wütete. Ein dicker, stinkender, brauner Nebel, der keinen Sonnenstrahl durchließ, lag wie ein feuchtkaltes Grabtuch über Menschen, Tieren und Pflanzen, zerstörte alles und machte die schwarze Ahlerde auf dem Landrücken der Halbinsel Jütland mit seinem erstickenden Gifthauch zur öden, toten Heide. Ein ganzes Jahr lang kämpfte die Sonne mit dem Pestnebel, der auch die höchsten Höhen bedeckte, aber kein Strahl drang zu den Menschen, die sie sehnsüchtig suchten; die um die Mittagszeit auf die Gipfel stiegen, weil sie glaubten, daß Licht und Wärme sie retten und gegen die Seuche feien könnten. — —

Die Kornfelder standen brusthoch, in Todreife. Sie waren fahl, in sich versunken, durch keinen Lufthauch bewegt, wie das Meer in den Watten zur Ebbezeit. Die Frucht war knisternd spröde, wie gedörrt und fiel langsam ab in die aufgeborstene, steinharte Erde. Viele Halme waren schon taub, aber keine Hand schnitt sie, keine Scheune stand offen. Ein anderer Schnitter ging durch die Dörfer und Flecken, über die Märkte und Felder und mähte mit seiner Sense, die er bloß und blank geschultert trug, eine andere, köstlichere Saat: Männer, Frauen und Kinder. Die Häuser standen menschenleer, die Höfe verlassen. Ganze Dörfer waren ausgestorben. Zwischen den Steinen wuchs Gras. Das Vieh lief herrenlos, blökend und schreiend, durch die Straßen und Felder. Viele Tote lagen unbegraben, weil die Kinder sich scheuten, ihre Eltern anzurühren. —

Aus einem toten Dorfe stieg in der sonntäglichen Mittagsstille eine bleiche Frau mit vernachlässigten Kleidern müde und mit schweren Füßen den Hügel hinauf, auf dessen Spitze sie einen Sonnenstrahl einzufangen hoffte. Ihre Augen lagen in tiefschattenden Höhlen, Schrecken und Grauen schienen auf ihrem eingesunkenen Gesicht versteinert zu sein. — Hinter ihr kamen Schritte. Ein hagerer Mann mit unruhig flackernden Augen folgte ihr keuchend in kurzer Entfernung. Sie kannte ihn. Es war Hilbert, der Schmied, ihr Nachbar und Todfeind. Ihre beiden Großväter hatten bitteren Streit gehabt, niemand wußte mehr genau den Grund. Es war wohl eine wirkliche oder vermeintliche Grenzsteinverschiebung im Spiel. Die beiden Männer waren in rasenden Zorn geraten und hatten gegenseitig sich und ihren Samen verflucht. Seitdem war kein Segen mehr in beiden Häusern. Frau Sorge war Dauergast, Krankheit, Viehsterben, Mißwuchs, Wetterschaden und Unfrieden waren das tägliche Brot in beiden Haushaltungen. Daß der Haß bei ihnen zu Tische saß, vergiftete und vergällte ihnen die fettesten Bissen. Hilberts Kinder und Elsches Kinder wuchsen in den Haß hinein von Mutterleib und Kindesbeinen an. Wenn sie kaum kriechen konnten, streckten sie schon den Nachbarskindern die Zunge heraus, schnitten Fratzen, warfen Steine und lästerten und schimpften wie kleine Teufel.

Und nun war das große Sterben gekommen und hatte alles ausgelöscht, was vorher Gültigkeit hatte. Es hatte auch die beiden feindlichen Häuser geschlagen an Haupt und Gliedern. Elsche vom Nußpaumhof hatte ihren Mann verloren, vier Kinder und ihre alte, blinde Mutter. Hilbert, der Schmied, hatte sein Weib und seine drei Söhne hingeben müssen. Einsam waren sie alle beide geworden, tödlich einsam, ausgestoßen vom Leben und vom Tode vergessen. Im Dorfe lebte niemand mehr als die beiden, die sich haßten, ohne zu wissen warum. — Elsche hatte in mancher müden Stunde zu sterben gewünscht, weil ihr Leben seinen Zweck und Inhalt verloren hatte. Aber im entscheidenden Augenblick war immer wieder ihr starker Lebenswille aufgeflammt, und sie hatte den Sprung ins Dunkle nicht tun können. Ja, sie liebte das Leben immer noch, das herrliche grausame Leben, trotz allem und allem. Sie verspürte es an dem wilden Herzklopfen, das sie ergriff, als sie Hilberts, des Schmiedes, Schritte hinter sich hörte. Sie fürchtete sich vor ihm. Sie war in seine Gewalt gegeben. Niemand war mehr da, der sie hätte schützen können . . .

Auf dem Gipfel des Hügels, unter drei mächtigen Eichbäumen, stand eine kleine Kapelle, Maria-Dreieichen genannt. Das kleine Heiligtum mit dem wundertätigen Gnadenbild lag einsam und verlassen. Niemand versorgte das ewige Licht in der ausgetrockneten, rubinroten Glasampel, niemand las die heilige Messe oder kümmerte sich um den verlassenen Gott im Tabernakel, um die Mutter mit den barmherzigen Augen, die milde lächelnd ihr wunderbares Kindchen den schmerzbeladenen Menschen entgegenhielt. Der alte Pfarrer war längst der Seuche zum Opfer gefallen, weil er unerschrocken den Kranken und Sterbenden die heilige Wegzehrung gebracht hatte. — Viele der Menschen, die auf den Berg gestiegen waren, um die Sonne zu suchen, vergaßen die kleine Kapelle, denn sie waren voll Bitterkeit und Lästerung; sie verstanden die Wege Gottes nicht mehr, der dies furchtbare Schicksal zugelassen hatte.

In Elsche vom Nußpaumhof aber war noch eine Hoffnung, daß sie in der Kapelle sicher wäre vor ihrem Todfeinde. Sie raffte ihre schwindenden Kräfte zusammen und lief so schnell sie konnte, um den Zufluchtsort zu erreichen. Aber noch ehe sie die steinerne Schwelle überschritten hatte, dunkelte es ihr vor den Augen, sie griff taumelnd in die leere Luft und brach stöhnend zusammen. Mit ein paar raschen Schritten hatte Hilbert, der Schmied, sie erreicht. Auch ihn hatte ein dunkler Drang zur Kapelle getrieben. Vor der Schwelle fand sein Fuß einen lebendigen Widerstand. Die Tür war schmal, und Elsche Nußpaumhoferin lag quer davor ausgestreckt, das Gesicht nach unten. Er mußte sie treten oder mit einem weiten Schritt über sie hinweg steigen, wenn er ins Innere gelangen wollte. Sein erster Gedanke war Flucht. „Die Nußpaumhoferin hat die Seuche. Laß sie liegen! Wenn du sie anrührst, bist du auch verloren. Das bist du ihr nicht schuldig, deiner Todfeindin. Laß sie verrecken! Sie und ihre Sippe hätten sich auch nicht um dich gekümmert.“

Er wollte gehen. Da fiel sein Blick durch die halboffene Kapellentür. Die barmherzigen Augen der Mutter sahen ihn gerade an, milde, groß und zwingend. Ihm war zumute wie damals, als er ein kleiner Junge war und auf dem Schoße seiner Mutter geborgen war. Sein verhärtetes und verkrampftes Herz wurde kinderweich. Er fühlte eine Regung von Ritterlichkeit gegen die Bresthafte, Hilflose, die Verlassene, die in seine Hand gegeben war. War sie auch seine Feindin, so war sie doch ein Mensch, der alles verloren hatte, wie er, war seine Schicksalsgefährtin. Er beugte sich zu ihr nieder. „Seid ihr krank, Nußpaumhoferin?“ Elsche hob ihr Gesicht, das keine Spuren des schwarzen Todes trug. „Müde bin ich“, seufzte sie. „Todmüde. Drei Tage keinen Bissen

gegessen. Aber die Seuche — ich glaube nicht.“ „Gott sei Dank,“ sagte Hilbert, der Schmied, beugte sich tiefer und legte tapfer seine Hand auf ihre Stirn. „Ihr habt kein Fieber. Aber ihr müßt etwas essen.“ Er griff in die Tasche seines Wamses. Ein Apfel und eine Handvoll Nüsse kamen zum Vorschein. Er gab ihr den Apfel. Sie sah ihn erstaunt an, dann biß sie gierig in das zarte, duftende Fleisch der Frucht. Die Nüsse zerdrückte er krachend mit seinen starken Händen, löste die süßen Kerne heraus und gab sie ihr auch. Während sie aß, kehrten ihre Kräfte wieder. Mit einem Lächeln, das sich noch mühsam aus den versteinten und verhärmten Zügen löste, wie ein schwacher Sonnenschimmer aus Wolkengrau, sah sie ihm voll ins Gesicht. „Ich danke euch, Schmied Hilbert, ihr seid gut.“ — „Gut? Ich habe alles verloren. Ich bin ganz arm geworden. Auch den Haß habe ich verloren, glaube ich.“ Elsche lächelte noch immer versonnen. Ihre Furcht war ausgelöscht. „Wenn wir alles verlieren, Hilbert, bleibt noch die Liebe, als letztes. Sie war das Erste, was uns das Leben gab, war Quelle und Ursache unseres Daseins. Sie bleibt, wenn alles andere von uns abfällt.“

Ein Wind erhob sich und jagte den Nebel vor sich her, daß er sich in wilden, hastig ineinanderwogenden Gestalten zusammenballte. „Wir sind allein im Dorfe noch übrig, Elsche,“ sagte der Schmied trübe. „Kann der Mensch allein sein, ganz allein?“ „Nein.“ Ihre Lippen zuckten. Schwere Tropfen rollten über ihre eingefallenen Wangen. „Alleinsein ist der Tod. Aber in Liebe zusammenstehen, Mann und Weib, das ist Leben. Ob wir noch Mut und Kraft dazu haben, Hilbert, nach allem?“

Sanft zog er sie an seine Brust, mit einem großen Verwundern im Herzen. „Unsere lebenslange Feindschaft, der alte Fluch — wo sind sie? Ausgebrannte Flammen. Wir müssen nun den Fluch in Segen verwandeln, Elsche.“ „Ja, Hilbert.“

Ihre Lippen fanden sich. Es war nicht heiße Leidenschaft in ihrem Kusse. Dazu waren sie zu wund, hatten zuviel gelitten und verloren. Aber es war mehr als ein flüchtiger Rausch unerlösten Blutes, war das süße Frühlingswunder neuen Werdens aus winterlichem Eis und Schnee, war die unsterbliche Liebe, die Haß und Tod triumphierend überwindet. — Hilbert und Elsche gingen Hand in Hand in die kleine Kapelle und knieten nieder, wie Kinder, die zur Mutter kommen, um ihren Segen zu erbitten. Und das Urbild ihrer Liebe lächelte sie an aus den Augen der all-liebenden Mutter und ihres wundermächtigen kleinen Kindes. Und dann gingen sie tapferen Herzens durch den Nebel hinunter in das tote Dorf, und ihre Liebe entzündete das erloschene Herdfeuer zu heiligen Flammen und schuf eine gesegnete Heimat für viel Geschlechter bis auf den heutigen Tag.

□□ Bunte Chronik □□

* **Ein blinder Passagier im Flugzeug.** Als neuartiger blinder Passagier entpuppte sich ein 16jähriger Bursche in Los Angeles, der eine abenteuerliche Flugzeugreise von 200 englischen Meilen mitmachte, indem er sich an einen Flügel eines Heeresflugzeuges anklammerte. Er wurde erst hoch in der Luft dadurch entdeckt, daß das Flugzeug ständig nach einer Seite neigte. Der verwegene Bursche mußte eine äußerst gefährliche Kletterpartie in die Mitte des Flugzeuges vornehmen. Er blieb dann im Flugzeug, bis die Landung stattfand.

* **Einen neuen Weltrekord für „experimentelles Hungern“** stellte der Privatdozent der Physiologie an der Universität Chicago, Dr. Frederik Hoezel auf, der es fertiggebracht hat, 33 Tage hindurch keinerlei Nahrung zu sich zu nehmen. In einem Vortrage, den der Hungerkünstler nach Beendigung seines Experiments hielt, teilte er interessiert zuhörenden Wissenschaftlern die Erfahrungen mit, die er während seiner Fasten an sich selbst gemacht hat. In den ersten zwei Tagen will er sich völlig normal gefühlt haben, während am dritten Tage bereits Beschwerden beim Gehen auftraten, die bis zum siebenten Tage anhielten. Vom siebenten Tage an verschlimmerte sich sein Zustand und es traten häufige Schwächezustände auf. Diese Schwächezustände hielten bis zur dritten Woche an, ohne daß der Dozent dabei ein ausgesprochenes Hungergefühl gehabt haben will, das sich erst in der dritten Woche bemerkbar machte. In der dritten Fastwoche wurde allerdings der Wunsch zu essen so stark, daß sich sein ganzes Denken und Fühlen nur noch um diesen einen Punkt drehte. Dazu kam in den letzten Tagen des Fastens, daß Hoezel nicht schlafen konnte, da er an heftigen Schmerzen infolge der Zusammenziehung der Magenmuskeln litt. Kopfschmerzen traten aber seltsamerweise nie auf. Hoezel machte während seines Experiments die Erfahrung, daß das Hungern durch Trinken von heißem Wasser erleichtert wird. Da Dozent Hoezel sich während der ganzen Dauer des Experiments unter Aufsicht von Professoren der medizinischen Fakultät der Universität Chicago befand, so ist an der strikten Durchführung des Experiments kaum zu zweifeln. Begreiflicherweise erregt daher dieser Hungerrekord in wissenschaftlichen Kreisen bedeutendes Aufsehen und Dozent Hoezel gehörte wochenlang zu den meistgenannten Männern Amerikas — und das will schon was heißen.

* **Die Tauben von San Marco.** Jeder Besucher Venedigs kennt die Tauben, die zur Freude des Publikums den Marcusplatz bevölkern. Es sind Nachkommen jener Tiere, die in alter Zeit am Palmensonntag während der prunkhaften Osterprozession vom Turm der Marcuskirche aus in Freiheit gesetzt wurden. In dem Augenblick, in dem das „Gloria“ angestimmt wurde, wurden die Tauben freigelassen und gleichzeitig Olivenzweige unter die Menge geworfen. Da Tauben und Zweige als Glücksbringer galten, so gab sich jeder Mühe, eine Taube zu fangen oder einen herabfallenden Zweig zu erhaschen. Nur wenige der scheuen Tiere konnten sich dieser Jagd entziehen. Die eingefangenen Tauben wurden dann am Ostersonntag geschlachtet und bildeten den Festbraten. Trotz der Jagd gelang es aber immer einigen Tauben, sich den Nachstellungen zu entziehen. Die der Verfolgung entgangenen Tiere suchten in Nischen und Ecken der Kirche und der Paläste am Platz Unterkunft und nisteten hier. Die Nachkommen dieser geretteten Tauben bilden heute die Tiere, die auf dem Marcusplatz ihr anziehendes Spiel treiben und von allen gehegt und gepflegt werden, nachdem der grausame Brauch der Vergessenheit angehört.

* **In welcher Höhe kommen noch Tiere vor?** Diese Frage ist bei der letzten Expedition auf den Himalaya, die von einer englischen Gesellschaft gemacht worden ist, zum Gegenstand von Feststellungen geworden. In 3600 Meter Höhe wurde noch eine kleine braunbehaarte Schweineart angetroffen. 5000 Meter hoch flogen Schmetterlinge mit seltsam starren und steifen Flügeln umher. In derselben Höhe kamen Wildschafe und Berghasen vor. 5200 Meter hoch kommt noch ein Vogel, der Rotschwanz vor. In einer Höhe von 5400 Metern wurden Heuschrecken bemerkt. Der Lämmergeier kreiste in 6000 Meter Höhe. 6300 Meter hoch bemerkte man Motten und eine Bienenart. Und in einer Höhe von 6600 Metern endlich fanden sich noch kleine Spinnen, die in Eis und Schnee leben und keine Nahrung haben als ihre eigenen Artgenossen. Also eine Art „Menschenfresser“ in der Tierwelt.

□□ Lustige Rundschau □□

* **Herders Antwort.** Ein reicher Protz sagte einst in Gegenwart Herders: „Hätte ich einen dummen Sohn, so müßte er Prediger werden.“ Darauf erwiderte Herder, ohne mit der Wimper zu zucken: „Ihr Vater hat anders gedacht.“

* **Verdächtig.** „Wie, gnädige Frau, Sie wollen schon wieder abreisen? Ich glaubte, Sie wollten die ganze Saison über hier bleiben!“ „Ich hatte auch tatsächlich die Absicht. Aber diesen Morgen hat mir mein Mann noch 500 Mark geschickt, ohne daß ich ihn darum gebeten hätte, und das, Sie werden verstehen, gibt mir zu denken.“

* **Ein Ausbund.** Rudi hat eine Freundin, die er mit Vorliebe durchprügelt. Eines Tages nimmt ihn deshalb eine gestrenge Tante vor. „Wenn du dir nicht bald abgewöhnst, die kleine Milly zu hauen,“ sagt sie schließlich, „so wird dir das Christkind nichts anderes, als eine große Rute bringen!“ „Damit kann ich ja die Milly dann erst recht hauen!“ erwidert Rudi gelassen.

* **Parlamentsblüte.** Der Herr Vorredner nimmt den Mund recht voll, wenn er sagt, wir nagten am Hungertuche.

* **Der besorgte Bademeister.** Badegast: „Wenn ich mich nicht irre, sprang vor fünf Minuten ein Herr ins Wasser, kam aber bisher nicht mehr an die Oberfläche.“ Bademeister: „So, so; na warten wir halt, bis alle Leute fort sind, dann wird sich's schon zeigen, ob ein Anzug übrig bleibt.“

* **Das Gruppenbild.** „Du, Kreschan, bist du schon mal photographiert worden?“ „Nur einmal, das war ein Gruppenbild.“ „Wer waren denn die anderen auf dem Bilde?“ „Das waren zwei Schutzleute, die mich festhielten.“

* **Bildung.** „Ich weiß gar nicht, da reden die Leute jetzt immer soviel von Eßteetisch. Ich kenn' einen Eßtisch und kenn' einen Teetisch, aber 'nen Eßteetisch hab' ich in meinem Leben noch nicht gesehen.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H in Bromberg